

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Unter Buren und Briten [Fortsetzung]
Autor: Känel, Friedrich von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574206>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

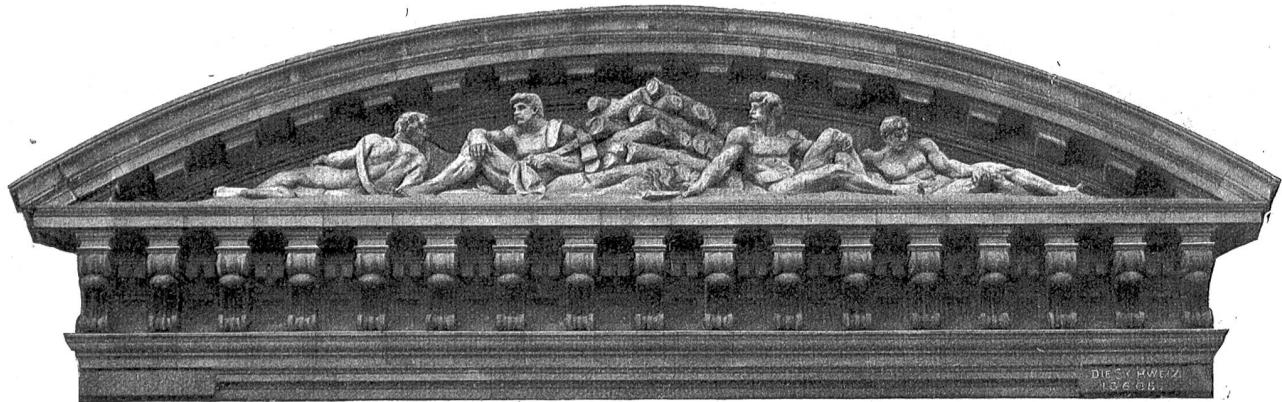
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wacht im Gebirg. Giebelgruppe von Richard Kitzing an der Ostseite der Hauptkuppel des Bundeshauses.

Unter Buren und Briten.

Erlebnisse eines finnischen Freiwilligen (Hjalmar Persson Janek) im Burenkrieg.

Nach dem Schwedischen frei übersetzt von Friedrich von Künel.

VIII. Frei!

Von dem Gefangenenslager führte ein eingehegter Weg hinab nach dem Ufer der Tafel-Bay, wo wir unter geböriger Bewachung täglich zweimal badeten. Bei einer dieser Gelegenheiten wurde ich mit Hilfe von ein paar Kameraden im Sand begraben. Ich hatte ein Handtuch um den Kopf und eine hohle, als Luströhre dienende Meerwurzel im Mund. Die Sandmasse war ganz trocken, was bewirkte, daß sie infolge der Bewegungen der Brust beim Atmen nur schwer liegen blieb. Deshalb schlitteten die Kameraden mehr Sand auf mich, als gerade notwendig, was mir heftige Schmerzen in der Brust verursachte. In welchem Zustand ich mich nach anderthalbstündiger, körperlicher und „geistiger Perspiration“ befand, läßt sich leichter denken als beschreiben; genug, nach Ablauf dieser Zeit hörte ich durch mein Luströhre ein entferntes Trompetensignal. Ich wußte nun, daß alle andern in das Lager zurückgeführt waren, weshalb ich aus dem Sand und unter dem Stahldrahtzaun durchkroch und hinüber in das englische Soldatenlager ging, das dicht neben dem unsrigen gelegen war, nur durch einige Baumgruppen getrennt. Da es nichts Ungewöhnliches war, daß bürgerliche Personen die englischen Offiziere besuchten, so erregte mein Erscheinen dort keine besondere Aufmerksamkeit.

Nachdem ich das Terrain in Augenschein genommen, fand ich, daß auch dieses Lager von einem Drahtnetz umgeben war, und daß es galt, darüber hinauszukommen, falls ich nicht riskieren wollte, die Pforten zu passieren, ohne das Passwort zu kennen. Vorerst ging ich wieder hinab nach dem Ufer, an einer andern Stelle als derjenigen, von der ich hergekommen war, und sah zu, wie die Soldaten badeten. Ich näherte mich dabei immer mehr dem Netz und kletterte hinüber auf einen Platz, wo mehrere Bütse mich vor den Blicken der badenden Soldaten verbargen. So gelangte ich direkt auf die große Straße, und ihr folgend befand ich mich fünf Minuten später in Simonstown. Kaum in der Stadt angekommen, erkannte ich in dem ersten Menschen, der mir begegnete, Kapitän Perkins. Er sah mich sehr verwundert an und blieb stehen, nachdem ich an ihm vorübergegangen war. Hier handelte es sich um ein gewagtes Spiel, das volle Geistesgegenwart erforderte, wenn sich mir die Pforten des Gefängnisses nicht schon am gleichen Tag wieder öffnen sollten, an dem ich zum ersten Mal wieder nach drei Monaten frei atmen konnte. Ich trat in den ersten besten Laden und kaufte mir eine Zigarette. Wie ich wieder herauskam, stand Kapitän Perkins da und sprach mit einem andern Offizier. Meine Schritte nach jener Richtung lenkend, in der das Gefangenenslager sich befand und wo ich jeden Augenblick riskierte, von einem bekannten Soldaten wieder erkannt zu werden, ging ich so nahe an den beiden Offizieren vorüber, daß einer von ihnen auf dem sehr schmalen Bürgersteig ein wenig zur Seite treten mußte. — Daß Kapitän Perkins, mit dem ich persönlich bekannt war, sich düpieren ließ,

ist mir unbegreiflich; doch es war so; denn als ich einen Augenblick nachher zurückkehrte, waren die beiden Herren ihrer Wege gegangen. Von einem holländischen Offizier hatte ich zwei Pfund Sterling, einen Kragen, Halstuch und einige andere zur Verschönerung des äußeren Menschen dienende Kleinigkeiten geliehen, und vermutlich hatte ich es dem Umstand, daß mich der Kapitän früher nie so nett gekleidet gesehen hatte, zu verdanken, daß er mich nicht wieder erkannte.

Ich ging nun hinab nach der Bahnstation, wo ich mir ein Retourbillett nach Wünberg, einer Zwischenstation auf dem Weg nach Kapstadt, kaufte. Nachdem ich eine halbe Stunde in Wünberg gewartet, erreichte ich mit dem Schnellzug Kapstadt. Hier suchte ich einen schwedischen Zahnarzt auf, der bereits gefangenen Landsleuten viel Wohlwollen erzeigt hatte.

Es war schon zehn Uhr abends, als ich bei seiner Wohnung anlangte, und um nicht durch einen so späten Besuch Aufsehen zu erregen, hatte ich mir das Gesicht mit einem Taschentuch verbunden. Der Doktor war nicht daheim; doch erhielt ich von den Leuten des Hauses die Erlaubnis, auf ihn zu warten, weil ich ein heftiges Zahnschmerz vorwürfe. Meine Absicht war nur, mich nach irgend einem schwedischen Schiff zu erkundigen, auf dem ich mich vielleicht verbergen könnte, bis sich Gelegenheit fände, nach Portugiesisch-Ostafrika zu gelangen.

Um zwölf Uhr nachts kam der Doktor heim, und ich hatte eine ungestörte Unterredung mit ihm. Ich vernahm, daß ein schwedisches Schiff mit Namen „Maria M“ in einem der Docks liege, und beschloß, es am nächsten Morgen aufzusuchen. Weil ich indessen nicht um Nachtlager bitten durfte, so ging ich, nachdem ich ein paar Stunden lang auf den Straßen umhergewandert war, hinab nach dem Hafen und setzte mich auf eine Bank neben einem alten Bretterschuppen. Meine Füße waren, dank einem Paar, von einem Kameraden in Simonstown geliehener, etwas lockerer Schuhe voller Blasen, weshalb ich mich der Strümpfe und Schuhe entledigte und mich auf der Bank ausstreckte. Trotz meinem Entschluß, nicht zu schlafen, muß doch die Müdigkeit mich überwältigt haben; denn ich ahnte nicht, Gesellschaft erhalten zu haben, bis das nächtliche Schweigen durch einen lauten Seufzer in meiner Nähe unterbrochen wurde. Der Seufzer wiederholte sich ein paar Mal, worauf ein trauriger englischer Branntweinbaß flüsterte: „Sie **) ist denn doch, Block und Tackel, allzu hart gegen uns beide.“ — Der angeborene Gentleman in mir fühlte sich natürlich im höchsten Grad verletzt, daß seine äußere Hülle ohne weiteres mit dem Rumpf einer Theerjacke verwechselt werden können; aber bei näherem Nachdenken und in Anbetracht der bekannten Thatsache, daß im Dunkeln alle Räken grau sind, antwortete ich dem Kerl einigermaßen höflich, es sei das erstmal, daß „sie“ recht unartig gegen

*) die Bett.



Schweiz. Soldatenbilder von Evert van Muyden.
Bundesstruppen anno 1851.

mich gewesen sei. Einige Minuten später ließ ein lautes Schnarchen vermuten, daß mein Kamerad jede weitere Grörterung in dieser Angelegenheit als überflüssig betrachtet hatte.

Am folgenden Morgen ging ich an Bord der „Maria M.“ Der Kapitän dieses Schiffes wollte mich zuerst nicht annehmen, weil das Schiff ja am Quai lag und viele Leute in der Kajüte aus- und eintraten. Indes befanden sich zwei finnische Seekapitäne an Bord auf Besuch, und nachdem ich auf den Rat des Doktors mich ihnen anvertraut hatte, wurde ich mit offenen Armen aufgenommen.

Ich mußte siebzehn Tage auf ein französisches Boot „Caravellas“ warten, das von Kapstadt nach Lorenzo-Marques in Portugiesisch-Ostafrica abgehen sollte. Unterdeßen waren die beiden finnischen Kapitäne, deren Schiffe auf der Rhede lagen, auf alle Weise bestrebt, mir ihre Wohlwollen zu beweisen. Seit dem Krimkrieg hegten sie einen alten Groß gegen England und waren höchst zufrieden darüber, daß sie einem Feind Englands ihren Beistand leihen könnten. Am gleichen Abend, als der „Caravellas“ abgehn sollte, wurde ich von den Finnen an Bord gebracht. Ein Landsmann, der in der Nähe von Kapstadt wohnte, verschaffte mir ein Billet. Dies geschah auf eine sehr komische Weise, die ich leider zu verschweigen gezwungen bin, da es andernfalls meinem Freund schaden könnte. Auf dem Dampfboot traf ich einen Göteborger mit Namen Johannson, der ebenfalls gefangen in Simonstown gesessen hatte. Er war zwei Tage später als ich, ebenfalls auf eigene Faust entflohen, worauf er sich bei Freunden in Kapstadt verborgen gehalten hatte. Als der „Caravellas“ die Anker gelichtet, stimmten Johannson und ich die transvaalische Nationalhymne an unter dem allgemeinen Jubel der übrigen Reisenden. Diese bestanden nämlich größtenteils aus Amerikanern, Irlandern, Deutschen und Franzosen, die aus ihrer Heimat kommend, nach Transvaal zu gehen gedachten, um den Buren zu helfen. Sie trugen die Uniform des roten Kreuzes, die sie jedoch ablegten, sobald sie den Boden von Transvaal betraten.

Wir hatten eine sehr muntere Fahrt, und in Lorenzo-Marques, dessen Bevölkerung größtenteils burenfreundlich gesinnt war, wurden wir sehr festlich empfangen. Johannson und ich reisten, nachdem wir einige Tage geruht, hinauf nach Pretoria, wo wir Hultin trafen, jenen Schweden, der von dem vor Simonstown liegenden Transportschiff „Manila“ ans Land geschwommen war. Und wir drei kamen überein, einander Gesellschaft leisten zu wollen, und nachdem wir uns aufs neue ausgerüstet, begaben wir uns auf den Kriegspfad.

In Pretoria war die Ausrüstung mit großen Schwierigkeiten verbunden. Alle möglichen Kriegsbedürfnisse fehlten, besonders herrliche Mängel an Sätteln und Baumwerk. Nachdem wir durch Ingenieur Uggla beim Staatssekretär eingeführt worden, erhielten wir aber auf dessen Befehl das Beste von allem, Pferde und Sättel und andere, für einen berittenen Infanteristen notwendige Artikel. Ferner bekamen wir vom Gouvernement ein jeder fünfzehn Pfund Sterling als Entschädigung für die Reisekosten von Simonstown nach Pretoria. — Wie wir mit unserer Ausrüstung fertig waren, reisten wir per Bahn nach Clerksdorp, worauf wir nach Christania weiterfuhren, wo wir uns laut Befehl bei Kommandant Potgieter beim Wolmaransstadtkommando melden sollten.

IX. Die Kämpfe bei Kalkhuivel und Schoonplaats.

Bei Verteiensstroem war es den Engländern nach langem Bombardement gelungen, die dort befindlichen Eisenbahnbrücken zu erobern und zu reparieren. Nachdem sie auf der andern Seite des Flusses festen Fuß gefaßt, sandten sie eine Menge Kavallerie ab, um Oberst Blumer bei Mafeking zu entzegen. Es sah eine Zeit lang gefährlich aus für Potschefstroem und die Lichtenburgerkorps; aber dank der Geistesgegenwart der Führer führten beide den Rückzug in mustergültiger Ordnung aus. Von zwei englischen Spionen, die eingefangen wurden, vernahmen wir, daß die Verluste des Feindes bei Verteiensstroem ganz bedeutende gewesen waren.

Die meisten in diesem Distrikt sich aufhaltenden Buren wurden nun um Clerksdorp konzentriert, und wir Flüchtlinge erhielten Befehl, uns einer kleinen Abteilung des Schoonplaatkorps anzuschließen, das dazu bestimmt war, den Vaal zu bewachen, — übrigens eine sehr langweilige Arbeit! Besonders hatten wir eine sehr wichtige Turt zu verteidigen; die Eng-

länder kamen indessen nicht diesen Weg, sondern gingen an einer andern Stelle über den Fluß. Während wir dem Vaal entlang promenierten, kam die Nachricht, daß Lord Roberts über Potschefstroem, die alte Hauptstadt Transvaals, hinauf nach dem Rand vordrückte mit 40000 Mann, und daß Johannesburg in Gefahr schwebte. Die Boten wußten zu berichten, daß die Engländer in Hufeisenform und in einer Breite von fünfzehn Meilen mit Kavallerie auf den Flügeln marschieren. Dies veraubte manchen Bur des Mutes. So etwas hatten sie sich nicht vorgestellt, und die allgemeine Ansicht bei unserer Truppe war, daß der Krieg ein Ende nehmen müsse, sobald Pretoria in die Hände des Feindes gefallen sei. — Zu bemerken ist freilich, daß gerade dieser Teil des Korps sich während des Kriegs nicht besonders ausgezeichnet, im Gegenteil! — weshalb man ihm nachsagte, daß er den Duft der Kaffeepfanne dem Pulverrauch vorziehe. Thatsache ist, daß unsere kleine Abteilung nach der traurigen Nachricht von dem ungehinderten Vormarsch des Feindes auf Johannesburg täglich mehr zusammenschmolz, d. h. daß die Mannschaft, besonders die jüngere, ohne weiteres sich beurlaubte und heim nach den Farmen reiste. Um nicht der ohne Zweifel großen Ehre, aber auch großen Gefahr ausgesetzt zu werden, den ganzen majestätischen Vaal in meiner alleinigen Gewalt zu sehen, verlangte ich von dem Feldkornett die Erlaubnis, mich dem Lichtenburgerkorps anzuschließen, das gleich der Mehrzahl der bei Clerksdorp befindlichen Truppen im Begriff stand, aufzubrechen, um Pretoria zu entsetzen. Und nach erhaltenner Erlaubnis nahm ich von Hultin und Johannson Abschied, die vorzogen zurückzubleiben, und holte die Nachhut der Lichtenburger ein, kurz, nachdem sie Clerksdorp verlassen hatten. Weil ich zwei Pferde in sehr gutem Zustand besaß, so hatte ich keine Schwierigkeit, Kundschafter zu werden, was ich lange zu versuchen gewünscht hatte. Es ist zwar eine gefährliche, aber auch sehr interessante Arbeit, weil man so Gelegenheit findet, etwas vom Feind zu sehen. Ich wurde somit richtiger Kundschafter beim Lichtenburgerkorps und bekam sogleich mehr als genügend Beschäftigung.

Die Engländer unter Oberst Baden-Powell, dem berühmten Verteidiger von Mafeking, waren uns dicht auf den Fersen. Bei Kalkhuivel kam es zur Schlacht, um 9½ Uhr vormittags. Mit einigen andern Kundschaftern befand ich mich in unmittelbarer Nähe des Feindes. — Ein paar Stunden früher hatten wir ein kleines Schirmhügel gehabt; einer von uns Kameraden war erschossen worden, ein anderer wurde vermisst. — Wir befanden uns auf einem ausgedehnten Höhenzug, von dem man einen vollständigen Überblick über die sämtlichen Truppen des Feindes genoß. Es war ein großartiges Schauspiel! Weit drunter im Thal war die Infanterie aufgestellt; die Sonne strahlte auf ihre Waffen, sodaß die verschiedenen Truppenabteilungen wie eine Art Prismen glitzten. Einige Kanonen, die sich im Zentrum befanden, übertrafen die Umgegend mit Kartätschenhagel. Auf beiden Flügeln breitete sich Kavallerie aus. Diese setzte sich zuerst in Bewegung, ohne besondere Marschordnung, in kleinen Gruppen reitend, um der sicher treffenden Transvaalartillerie so kleine Ziels als möglich zu bieten. Darauf begann sich auch die Infanterie zu bewegen, unter Bedeckung der Kanonen, die von der gleichen Stellung aus zu schießen fortfuhrten. Wir mußten nun weiter reiten und kamen bald unter die Vortruppen der Buren. Diese waren überall sichtbar, indem sie ihrer alten, traditionellen Taktik folgten und hinter Steinen und Felsen verborgen den Feind erwarten; die meisten hatten ihre Pfeife im Mund und betrachteten aufmerksam das Panorama drunter im Thal. — Hier bedarf man kaum der Offiziere: jeder ist oder thut wenigstens so, als wenn er sein eigener General wäre und bleibt auch nicht länger auf dem Platz, als er selber Lust hat. Natürlich hat dieses verwirrende „System“ zur Folge, daß die besten Leute ihre Positionen am längsten behaupten, während es anderseits den Nachteil in sich schließt, daß die gleichen Leute beständig im Feuer sind und nie abgelöst werden. Es ist leicht zu begreifen, daß es unter solchen Verhältnissen in den verschiedenen Korps selten an Streit und Zank fehlt. Kommandant Potgieter meinte einmal gesprächsweise hinsichtlich der großen Verschiedenheit unter den Buren: „Es ist unsre eigene Schuld, wenn wir unser Land verlieren; wenn die ganze Nation, statt bloß der dritte Teil, die Pflicht gethan hätte, so würden die Engländer den Vaal nie überschritten haben.“ Damit hatte er jedenfalls ziemlich recht. (Fortsetzung folgt).